

Heinrich Hansjakob.

Schon zu Lebzeiten hat Hansjakob zwei Biographen gefunden. 1901 gab Albert Pfister seine Artikel voll liebenswürdiger Bewunderung, die in der „Illustrierten Welt“ erschienen waren, in Buchform bei A. Bonz (Stuttgart) heraus. Kritischer, aber oft pedantisch, zergliederte, klassifizierte und wertete drei Jahre später der Lütticher Universitätsprofessor Heinrich Bischoff den „Schwarzwälder Dordichter“ (Kassel, Georg Weß).

Die pietätvollen Gedenkblätter, die Joh. Karl Kempf dem eben Verstorbenen in den „Historisch-politischen Blättern“ (1916, Bd. 158) geweiht hatte, sammelte er im folgenden Jahre zu einem von Kurt Viebich geschmackvoll illustrierten Bande (Stuttgart, A. Bonz). Oberflächlich und wirr in der literarischen Würdigung, weiß Kempf als Haslacher Kind, das nur sechzehn Jahre jünger ist als Hansjakob, herzig, mitunter poetisch-redselig aus dem Leben seines berühmten Landsmanns zu erzählen.

Diesen biographischen und literarischen Skizzen hat 1922 Oswald Floeck ein stattliches Lebensbild folgen lassen¹. Der Versuch, den innern Zusammenhang zwischen Leben und Schriftstellerei aufzudecken, ist im ganzen gelungen. Ein Bedenken läßt sich freilich schlecht beschwichtigen: das Leben ist zu ausschließlich aus dem autobiographischen Bestand der Werke Hansjakobs aufgebaut — und dazu noch von einem unbedingten Bewunderer. Eine abschließende Lebensschilderung des Dichter-Pfarrers wird in ausgiebigem Maß Äußerungen unparteiischer, auch abgestoßener Zeitgenossen berücksichtigen müssen.

Eine glückliche Zugabe zu Floecks Buch sind die vielen Bilder. Es ist zumal reizvoll, wie Hansjakobs Leben im Wechsel seiner leiblichen Erscheinung an einem vorüberzieht. Erst der Fünfjährige, das schwächliche, dunkeläugige „Bedeophilippe“ im weißen Schultertragen — dann der schlanke Lyzeist mit halblangem Haar unterm Zerevis, in schmucker Biedermeiereleganz — weiter der hünenhafte Landtagsabgeordnete mit dem flammenartig über der Stirn emporsprühenden Haare, dem schmerzlich-weichen Mund und den hinter Brillengläsern funkelnden Augen — endlich die weltbekannte Gestalt des Stadtpfarrers mit dem mächtigen Heckerhut — und schließlich, mit der Kalotte auf dem gebleichten spärlichen Haare, mit dem müde lächelnden Gesicht, dessen ganzes Leben sich in die immer noch leuchtenden Augen zurückgezogen hat, der Greis, den Gänsekiel in der schlaff hängenden Hand.

* * *

Der äußere Lebensgang Hansjakobs führt in engem Kreise zum Orte der Geburt zurück.

Am 19. August 1837 als erstes Kind des „Bedephilipp“ geboren, ging er zu Haslach als Bedephilippe, bis er zu Stadtwirts Heiner aufrückte, seitdem der Vater die Stadtwirtschaft übernommen hatte. Mit vollen Zügen genoß

¹ Heinrich Hansjakob. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und Schrifttums. Von Dr. Oswald Floeck. Mit Bildnissen und Handschriften. 8° (IX u. 502 S.) Karlsruhe 1922, Friedrich Gutsch.

er die Seligkeit des Kinderhimmels, die glückliche Zeit der „aufsichtslosen Gassenfreiheit“. Das Volksleben in der Wirtsstube gefiel dem lebhaften Buben, das Backen aber war ihm „in der Säl' z'wider“. Ebenso das Helfen in der Krämerei der Großmutter, das Dütenverfertigen, Zuckerzerschlagen, Kaffeemahlen und Warenabwägen. Seine Sehnsucht war zu studieren und Rentmeister zu werden; der pensionierte Herr im Oberstock, der den ganzen Tag am Fenster saß und Pfeife rauchte, hatte es ihm angetan. Mutter, Großmutter und Tanten hofften aber, ihn so auf den Weg zum Geistlichwerden zu führen. Herbst 1852 begann der Fünfzehnjährige im öde liegenden, von Festungsmauern umschlossenen Rastatt die Gymnasialstudien, die er nach Überwindung anfänglicher Schwierigkeiten — auf Unterquarta, d. h. im vierten Jahre des Lyzeums, mußte er repetieren — 1859 glänzend abschloß. Nun folgen die theologischen und philologischen Studien zu Freiburg und in St. Peter, wo er 1863 die Priesterweihe empfing. Nach Vollendung der philologischen Ausbildung bestand er zu Karlsruhe als vierter von zwölfen die Staatsprüfung. Nachdem er ein Jahr als Lehramtspraktikant am Gymnasium zu Donaueschingen gewirkt, siedelte er 1865 als Vorstand der Höheren Bürgerschule nach Waldshut über, begleitet von seiner Schwester Philippine, die ihm in selbstloser Treue bis zum Tode den Haushalt führte.

Als Minister Jolly ihn 1869 wegen der ultramontanen, antiliberalen Richtung und wegen des unbeholfenen Stiles seiner ersten schriftstellerischen Arbeiten maßregelte und der Vorstandsstelle entthob, verlangte er seine Entlassung aus dem badischen Mittelschuldienst; im August verfügte Jolly den „Strich Hansjakobs aus der Liste der akademisch gebildeten Lehrer“. Am 1. Dezember zog der dem Staatsdienst Entronnene als Pfarrvertreter in dem stillen, lieblichen Bodenseedörfchen Hagnau auf, wo „jeder Wellenschlag, der zum Pfarrhäuschen hinaufrauschte, seinem Leben einen neuen Impuls gab“. Hier waltete Hansjakob, seit 1872 als Pfarrer, bis zum Jahre 1884. Ganze Gondeln voll Bücher ließ sich der viellesende Pfarrherr von Konstanz aus der Wessenberg-Bibliothek herüberschaffen. Aus der Dorfsseelsorge und seinen Studien, seinen Wald- und Winzerfreuden riß ihn die Tätigkeit als Abgeordneter. Von den Bauern des untern Kinzigtals gewählt, war er von 1871 bis 1881 Mitglied des Landtags, was ihn jährlich für Monate in die Residenz führte. Im August 1884 übernahm Hansjakob die Pfarrei St. Martin in Freiburg, die er ein Menschenalter innehatte. Im Jahre seines goldenen Priesterjubiläums, 1913, trat er in den Ruhestand, um den Abend seines Lebens zu Haslach zu verbringen.

Der enge Kreis dieses Lebensgangs wird erweitert durch zahlreiche Reisen. Zu Fuß und mit der Bahn, später im Wagen suchte Hansjakob in der Nähe und Ferne Abspannung und Anregung. Waren in jüngeren Jahren Italien, Frankreich, Belgien und Holland Ziel seiner Fahrten gewesen, so hatten später seine Ausflüge dem Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern zu Untermarchtal, Benediktinerklöstern in Österreich, dem Odenwald, der Schweiz, dem Schloß Etterzhäusen bei Regensburg gegolten.

Im „Freihof“, dem stattlichen Schwarzwälder Bauernhaus, das er sich als Altersheim gebaut, von dem man freie Aussicht übers Städtchen und zur Grabkapelle hat, die er sich 1902—1904 zu Hoffstetten errichtet hatte, durchlebte

Hansjakob in hoffendem und schmerzlichem Sinnen und Grübeln die ersten Jahre des Weltkriegs, dessen Kanonendonner vom Elsaß herübergrollte. Am 23. Juni 1916 in der Frühe verkündete das Scheidzeichen vom Turme der Pfarrkirche, daß Haslachs berühmtester Sohn in der vorhergehenden Nacht gestorben war. Fürstlich war trotz Fliegergefahr das Begräbnis. Von allen Bergen und aus allen Tälern waren die Schwarzwälder, viele in der Landestracht, gekommen, um Hansjakob „zuor Licht zu gehn“. Am Elternhaus ging der unermessliche Zug vorüber nach dem eine halbe Stunde südlich in einem schmalen Seitental gelegenen Hoffstetten. Zwischen Birken und Wacholderbäumen führt zuletzt der Weg hinauf zu einer gotischen Kapelle, die von Heidekraut und Ginster umstanden ist. Hinter dem Kirchlein, das der schmerzhaften Mutter und dem hl. Antonius geweiht ist, wurde Hansjakobs Leib in einer Felsengruft, über der Blumen sprießen, zur letzten Ruhe gebettet, zu Füßen einer Pietà, die sich an die Kapelle anlehnt.

An der Siebelseite breitet ein lebensgroßer Kruzifixus seine Arme gegen Norden, gegen Haslach. Von der Bank unter dem Kreuzbild hat man den Blick durch das liebliche Tälchen nach Hansjakobs Geburtsort, dem Städtchen an der Kinzig. In die Steinbank aber hat Hansjakob die Widmung meißeln lassen: *Quieti ab inquieto*, „der Ruhe geweiht von einem Ruhelosen“. — Unrast, Ruhelosigkeit war in der Tat ein Kennzeichen des Mannes, der in der Gruft zu Hoffstetten den letzten Schlaf schläft.

* * *

Ein gut Teil der Unrast Hansjakobs ist in krankhafter Nervenunruhe begründet. Wenn man auch den ausschweifenden Versuchen Hansjakobs, seine ganze Eigenart vom Riesentwuchs bis zum „bösen Maul“ und der Vorliebe für Zipfelfappen von seinen Vorfahren herzuleiten, Mißtrauen entgegenbringen muß, so scheint doch sicher, daß er die Nervenschwäche erblich überkommen hat. Schon das Kind brachten Nervenzuckungen dem Tode nahe; bis zum zehnten Jahre litt er an epileptischen Anfällen. Als er 1894 zur Binderung seiner unerträglich gewordenen Schlaflosigkeit und Melancholie sich der Nervenheil- und Irrenanstalt Jllenau anvertraute, ersah er dort aus den Aufzeichnungen, daß auch sein Vater fünfzig Jahre zuvor hier Heilung von Schwermut, Angstgefühl, Schlaflosigkeit und Halluzinationen gesucht hatte. Durch übermäßiges Biertrinken und Tabakrauchen in den Studienjahren schwächte er seine Nerven noch mehr, wenn er sich auch entschuldigend auf den uralten Vers des Minnesängers berufen kann:

Die Maßkrüg sind nit winzig
Zuo Hasela an der Kinzig.

Bier und Tabak hat er sich früh schon aus Gesundheitsrücksichten fast ganz versagt; überhaupt war sein Tisch sehr frugal. Naturheilmethode und gemäßigten Vegetarianismus übte er selbst; zu Hagnau praktizierte er sogar als Naturarzt das Wasserheilverfahren an seinen kranken Pfarrkindern.

Trotz der Pflege hatte die Neurasthenie bedeutenden Einfluß auf Hansjakobs geistiges Sein. Alles faßte er mit Hast und Hitze an, aber nach kürzester Zeit stellte sich die für Nervenleidende so bezeichnende Ermüdung und Erschöpfung ein. Um dem vorzubeugen, wechselte er bei Studium und Lektüre

fast jede halbe Stunde die Gegenstände, sie „wie ein Spiel Karten durcheinander mischend“. Zu Hagnau ging bald die vollständige Versehung des allsonntäglichen Pfarrgottesdienstes mit Hochamt, Predigt und Nachmittagsandacht über seine Kräfte. Todmüde brauchte er die drei ersten Wochentage immer zur Erholung. Auch in St. Martin, wo ihm mehrere Kapläne den größten Teil der Arbeit abnahmen, so daß er nur alle drei Wochen die Kanzel zu besteigen brauchte, mußte er sich nach jeder Predigt völlig erschöpft zu Bett legen.

Um seine Nerven zu stärken, unternahm Hansjakob die Reisen seiner späteren Jahre. Aber nervöse Ruhelosigkeit und Hast trieben ihn von Ort zu Ort und gönnten ihm selten einen Tag zur Rast. Namentlich gegen Ende der Reise hegte ihn die Nervenerschöpfung förmlich der Heimat zu. Mit Humor vergleicht er sich deshalb einmal mit dem Ewigen Juden.

Es ist, als ob die nervöse Unruhe im Schriftstellern Erlösung gesucht hätte. Der Gänsekiel, den er Tag für Tag stundenlang führte, wirkte wie ein Bliqableiter für die Nervenspannung. Freilich wurde diese Art der Entladung derart zum Bedürfnis, daß man von Graphomanie reden möchte. Besonders auffällig wurde dies in den letzten Jahren. Mit dem alten Jahrhundert hatte er seine Schriftstellerei beschließen wollen, aber auch im neuen erschien jedes Jahr ein letztes oder allerletztes Werk. Er unterlag einem unwiderstehlichen Zwange, seine Gedanken und Gefühle aufs Papier zu werfen. Und das in fliegender Hast, daß oft ein Tag dreißig bis vierzig Seiten lieferte. Als er nur mehr mit Pein zu sprechen, nur mehr zehn Minuten täglich zu lesen vermochte, konnte er immer noch Tag für Tag eine Stunde ohne besondere Anstrengung schreiben. So ist es gekommen, daß als letztes Tagebuch der „Feierabend“ 1918 nach seinem Tod erschien, herausgegeben von Pfarrer Dr. Anton Trunz in Andelshofen, der lange Zeit als ältester Hilfsgeistlicher dem Pfarrer von St. Martin zur Seite gestanden hatte.

Nervöser Gedrücktheit ist es zuzuschreiben, daß Hansjakobs sanguinisch-sonniges Gemüt sich verdüsterte, daß die kindlich spielende Heiterkeit immer mehr von trüben Stimmungen verdrängt wurde. Hauchten ihn anfangs elegische Gefühle an, die ihm einen „schauerlich-wonnigen“ Genuß bereiteten, so geriet er später immer tiefer in eine gallige Schwarzseherei, die ihm den Lebensabend verbitterte. Sogar sein philosophisches Denken wurde von nervenentstiegener Melancholie verdunkelt, so daß er in Schopenhauers Pessimismus echtes Christentum wiederzuerkennen glaubte.

* * *

Der lebendige Verkehr Paris-Straßburg-Ulm-Wien, der seit Jahrhunderten seinen Weg durchs Rinzigtal nahm, dazu die Weinkultur im Tale haben den alemannischen Schwarzwäldercharakter der Haslacher aufgeschlossen und aufgeheitert, haben dem knorrigen Stamm als heiter blühende Reiser den Wandertrieb und laute Fröhlichkeit aufgepfropft. Dazu nährte die milde Herrschaft der Fürstenberger den demokratischen Sinn der Städter, der sich gern in Krakeelsucht und Räsonieren Luft machte. Im 19. Jahrhundert fand daher der Rongeanismus Anklang bei den freisinnigen Haslachern; ins Lager der Revolution von 1848 gingen sie mit fliegenden Fahnen über.

Dies Haslacher Temperament besaß Hansjakob in reinster Ausprägung, obgleich die Familie wohl ursprünglich ihres Glaubens wegen aus Sachsen nach dem katholischen Städtchen eingewandert war. Die Unruhe des wandelbaren Sanguinikers hatte er tief im Blute. Der von beweglichem, aber nicht tiefdringendem Verstand gespeisten Kritikerlust und Krakeelsucht nahm die nervöse Gereiztheit mit den Jahren das Ergögliche geistreich verulkender Überlegenheit und verwandelte sie in bissige, durch Spott und Ironie verlegende Mörgelei und Eigenbrötelei. Mit Recht meinte Viktor v. Scheffel, der Sohn des Dichters, es sei gefährlich, mit Hansjakob zu verkehren, da man sogleich von ihm öffentlich seziert werde.

Als echter Haslacher war er überzeugter Demokrat. Er hat es den Preußen nie vergessen, daß sie 1849 den Zwölfjährigen zwangen, das Heckerhütchen mit der schwarz-rot-goldenen Kofarde, das Abzeichen der Freischärlererei, von seinen schwarzen Locken zu nehmen und barhäuptig die staatserkhaltenden Pickelhauben an sich vorüberziehen zu lassen. Für die folgende Reaktion hat er das grimmige Wort Rückwärtserei. Freilich meinte er später, der Knechtsinn stecke den Deutschen aus der Zeit der Kleinstaaterei so in allen Gliedern, daß sie sich nicht für die republikanische Staatsform eigneten. Aber immer blieb sein Ideal ein freies Volk als Träger landesherrlicher Gewalt mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze.

Kein Wunder, daß er mit der großherzoglich-badischen Obrigkeit in Konflikt kam. Seine historische Untersuchung über die Salpeterer, deren religiös-politischen Freiheitskampf gegen die Wessenbergischen Neuerungen er mit herzlichem Wohlgefallen schilderte, machte die Regierung gegen den Gymnasiallehrer mißtrauisch. Als gar „Hans am See“ die armen Bergarbeiter im Rinzigtal gegen das „liberale Mastbürgertum“ in Schutz nahm, war's um seine Beamtenlaufbahn getan. Eine politische Rede des Gemäßregelten im Mai 1869 zu Engen im Hegau, durch welche die kulturkämpferische badische Regierung sich als Pforten der Hölle gebrandmarkt fühlte, trug ihm wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung eine vierwöchige Festungshaft zu Rastatt ein, wo er mit drei andern Geistlichen das „ultramontane Festungsviereck“ bildete. Zwei Jahre später stichelte der Landtagsabgeordnete in einer Rede zu Markdorf boshaft, bei der staatlichen Fohlenprämierung werde mehr Rücksicht auf die Farbe der Bauern als auf die Farbe der Fohlen genommen; das mußte er als Beamtenbeleidigung mit sechswöchiger Gefängnisshaft zu Radolfzell büßen, wo er seinen sechsunddreißigsten Geburtstag in winziger Zelle feierte.

Auch mit seiner Partei brachte den Abgeordneten das Haslacher Temperament durch den Mangel an politischer Klugheit und den Überfluß an disziplinwidriger Eigenmächtigkeit in Unfrieden. Man stand mitten im badischen Kulturkampf. Der Widerstand galt vorab dem Kulturexamen, das Minister Julius Jolly 1872 den Geistlichen aufoktroiiert und von dessen Ablegung er 1874 jede öffentliche Ausübung priesterlicher Obliegenheiten abhängig gemacht hatte. Hansjakob war anfangs unbedingter Gegner jeglichen Kompromisses; den Pfarrer Lender hinderte er daran, Vorschläge zu Abänderungen des Gesetzes einzubringen. Es war drum eine peinliche Überraschung für die Partei, als Hansjakob 1877 in dem Werk über seine Italienreise, die ihn 1876 fast zwei Monate nach dem Süden geführt hatte, ankündigte, er habe seine Meinung

geändert und halte entgegen den bischöflichen Weisungen Nachgiebigkeit kirchlicherseits für notwendig. Um dem Volk eine geordnete Seelsorge zu verschaffen, müsse man das Opfer des Staatseramens bringen. Diese Ansicht sprach er auch in der Landtagssitzung vom 25. Januar 1878 mit rücksichtsloser Offenheit aus. Das badische Zentrum, dem die Entwicklung der nächsten Jahre recht gab, rückte von dem sanguinischen Landboten ab. Zwar söhnte sich der Abgeordnete für Offenburg-Land wieder mit der Partei aus, aber 1881 wurde er nicht wiedergewählt. Leider hat sich in die notwendige Ablehnung des disziplinwidrigen, unklugen Schrittes, der aber aus den reinsten Absichten hervorging, viele persönliche Bitterkeit und grundlose Verdächtigung gemischt. Andererseits tat aber auch Hansjakob, der das Schlagwort vom religiösen und politischen Katholizismus sich zu eigen machte, dem Zentrum unrecht, wenn er der Partei als solcher politischen Katholizismus in der üblen Bedeutung vorwarf, daß die Verteidigung der kirchlichen Rechte gegen den modernen religionslosen Staat nicht vor allem der Wahrung der religiösen Güter des katholischen Volkes, sondern der Mehrung des Parteieinflusses gegolten habe. — Später hat Hansjakob selber das taktisch Verfehlte seines Vorgehens eingesehen und offen eingeräumt. Das Zentrum war ihm sogar oft zu regierungsfremd und militärfreundlich. In der Neuausgabe seines Tagebuchs „In der Residenz“ erhebt er 1911 scharfe Anklage gegen „Hurratriotismus“, der sich dem „Militarismus und Marinismus“ des Reiches beuge.

In das Verhältnis zu Erzbischof und Ordinariat mußte die pietätlose und pastorell schädliche Art, wie Hansjakob jede ihm mißfällige Maßregel seiner kirchlichen Behörden in breitester Öffentlichkeit durchhechelte, allerlei Spannungsunruhe bringen. Bewunderungswürdig ist nur die unerschöpfliche Nachsicht seiner Vorgesetzten, die einen ärgernisgebenden Zusammenstoß zu verhüten wußte. Das Freiburger katholische Kirchenblatt sprach zwar am 30. Januar 1878 das schmerzlichste Befremden über die „extravaganten Ansichten eines geistlichen Abgeordneten“ aus, doch besuchte Erzbistumsvertreter Lothar v. Kübel anläßlich einer Firmungsreise nach Meersburg den viel verkätzten Pfarrer von Hagnau und erklärte von der Kanzel herab der Gemeinde, sie habe einen rechten, kirchlich treuen Pfarrer. Noch oft sollte man im Ordinariat Grund zu schmerzlichem Befremden über Entgleisungen des schreibseligen Pfarrers von St. Martin haben. So wenn er das bischöfliche Verbot klerikaler Vereine zur Wahrung der Standesinteressen, die Antimodernistenbewegung oder die päpstliche Verfügung über die Absetzbarkeit der Pfarrer einer rücksichtslosen und oft einsichtslosen Kritik unterzog. Es gelang ihm nicht, die Unabhängigkeit des Denkens und Schreibens in Einklang zu halten mit seinem priesterlichen Amt. Andererseits unterlag er nicht selten der Versuchung, Ausstellungen an seinen mitunter gar nicht goldenen Rücksichtslosigkeiten als unchristlich und unbrüderlich, fanatisch und niederträchtig zu brandmarken¹. Welch peinlichen Eindruck macht es, wenn der Mann, der

¹ Hier fehlt es der Biographie von Floeck an geschichtlicher Sachlichkeit. Das Wort führt parteiische Eingenommenheit für Hansjakob, unverhohlene Gereiztheit gegen den „politischen Katholizismus“. Wie hätten sonst die taktlosen und gefahrbergenden Ausfälle Hansjakobs so mild beurteilt werden können, während die Abwehrartikel im „Badischen Beobachter“ (August bis September 1912), als deren Verfasser der um die katholische Sache in Baden

andere so wenig schont, wehleidig seine Empörung über einen Erlaß des erzbischöflichen Ordinariats, der die Mißbilligung über aufreizende Kritik kirchlicher Verordnungen ausspricht, in die Öffentlichkeit trägt!

Solche Unruhe brachte die Spannung zwischen seinem Drange nach Unabhängigkeit und der Berufsforderung der Unterordnung, daß er in einem seiner letzten Briefe Freude darüber äußert, nicht mehr im Dienste der römischen Hierarchie zu stehen, da er in seinem ganzen Leben nie das Zeug gehabt habe, ein Knecht zu sein.

Nur zu oft hat er seiner Neigung nachgegeben, Bescheidenheit, Demut und christliche Dienstgesinnung als Knechtseligkeit zu verhöhnen. Es fehlte ihm nicht nur die weise Geduld mit menschlicher Unzulänglichkeit, die sich auch bei den heiligsten Unternehmungen notwendig geltend macht, noch mehr ging ihm die feinste Reife edler Menschlichkeit ab, die sich selbst bescheidet und sich liebend in das Gefüge weltlicher und religiöser Gemeinschaft einordnet.

* * *

Viel Leben und Bewegung, selige Unruhe, aber auch quälende Unrast brachte in Hansjakobs Leben der Trieb zur Schriftstellerei, die ihre tiefste Quelle in künstlerischem Schaffensdrang hat. Wer Hansjakobs Bücher nicht vom ästhetischen Standpunkt nehmen kann, vermag sie nicht zu genießen, noch nach ihrem wahren Werte zu würdigen.

Wenige seiner Schriften verfolgen einen praktischen Zweck. So seine Rede über „Einführung religiöser Orden in Baden“ (1888), die Flugschrift „Der Kapuziner kommt!“ (1902), „Unsere Volkstrachten“ (1896) und „Der Sozialdemokrat kommt!“ (1890). Eigentlich ist aber nur das letzte Schriftchen, dem ein beispielloser Erfolg beschieden war, frei von ästhetischen Antrieben. Die Predigtreihen, die Hansjakob auf Drängen herausgegeben hat, sind weniger Früchte seines Produktionsdrangs als Drucklegung der von Amts wegen gehaltenen, immer schriftlich ausgearbeiteten Kanzelvorträge.

Die übrigen zahllosen Bücher bilden ein Ganzes, das von seiner künstlerischen Eigenart gezeichnet ist.

Die erste Bekanntschaft mit der Dichtung machte der Beckephilippe in der Backstube, wo Sepp, der Bäckerjunge, ein lieber Trabant in Hansjakobs Kinderparadies, in den Pausen der Brotbereitung Rittergeschichten aus den billigen Volksbüchern vorlas. Den im Klee liegenden Hüterbuben bezauberte „Zill Eulenspiegel“ so, daß man ihm die Kühe hätte stehlen können. Von neueren Dichtern bevorzugte der reifere Lyzeist Uhland und Platen. Alban Stolz, dessen Vorlesungen er als Theolog hörte, hat trotz der himmelweiten Verschiedenheit zumal der religiösen Anlage sichtlich Einfluß auf seine Sprachformung ausgeübt. Fürs erste war Hansjakob freilich tüchtiger in Meisterung von Latein und Griechisch als in der Handhabung seiner Muttersprache, die er in seinen ersten Büchern empfindlich mißhandelte. Nur allmählich bildete sich seine zwanglos fließende Darstellung, die ohne das Male-

unsterblich verdiente Pfarrer Theodor Wacker angedeutet wird, als geist- und herzloses, brunnenvergiftendes Pamphlet voll böswilligen Hasses und pharisäischen Augenverdrehens heruntergerissen wird? Bezeichnend ist auch, wie Prälat Scheicher gerühmt wird, daß er keine schwächliche Rücksichtnahme kenne „auf die bei jeder Gelegenheit nach dem Modernistenschwert schielenden Byzantiner“.

rische und Lyrische der Farben und Formen kunstvoll auszuwerten, aufs Auge eingestellt ist. Musikalisch ist sie nicht. Es war ja auch vergebliche Liebesmühe gewesen, den Volksschüler mit schulmäßiger Erlernung des Flötenspiels, den Lyzeisten mit Klavierunterricht zu plagen. Das Klavier hat er zu Rastatt für zehn Gulden verkauft und in Bier umgesetzt.

Mehr als der Musikunterricht bedeuteten für seine künstlerische Befruchtung die Birschgänge des Studenten mit dem jagdliebenden Notar, die sein Naturgefühl bereicherten und vertieften, sowie die Fahrten mit dem Arzte, die ihn auf die entlegensten Höfe führten und seinen Blick für den urtümlichen Reiz der Gestalten und Schicksale mancher Kinzigtärer Bauern schärfte.

Das ist ja Hansjakobs künstlerische Eigenart, das urwüchsig Schöne der Schwarzwälder Bauern und Handwerker entdeckt und poetisch wiedergegeben zu haben. Er ist nicht schöpferisch und erfinderisch, sondern dichterisch reproduzierend, aus der Erinnerung nachbildend, was er ästhetisch Wertvolles in Natur und Leben geschaut. Gegenstand dieser epischen und lyrischen Erinnerungsichtung ist das alemannische Volk und — der Pfarrer Hansjakob selbst, dieser „alemannische Querkopf“, den er in unzähligen Ich-Büchern von der Wiege bis zum Grabe bespiegelt, wobei er freilich oft selbstgefällig die eigene Persönlichkeit zur Schau trägt. Karl Muth sagt mit Recht, Hansjakob sei Poet durch seine Entdeckungsfähigkeit. Und es ist eine kluge Bemerkung Floecks, die sein ganzes Schrifttum aus heiteren und trüben Erinnerungen quellen läßt.

Mit trüben Erinnerungen an die Festungs- und Gefängniszeit (1870 bis 1873) begannen seine Selbstschilderungen. Nun folgen fast Jahr für Jahr Tage- und Reisebücher, zwanzig zum Teil mächtige Bände. Da ihm Gespräch und Brief als Selbstoffenbarung wohl durch nervöse Hemmungen versagt waren, war ihm der Gänsekiel zum unentbehrlichen Werkzeug der Gedankenklärung und Gefühlsentladung geworden. So plaudert er der weiten Welt jedes Erlebnis, jeden Einfall und jede Stimmung aus. Immer plaudert er frisch und natürlich, wie ein Kind, das laut denkt und nichts verschweigen kann, zum lachenden Ergötzen und oft zum tödlichen Schrecken derer, die ihm gut sein müssen. . . Die köstlichsten dieser Ich-Bücher sind die Jugenderinnerungen „Aus meiner Jugendzeit“ (1880) und „Aus meiner Studienzeit“ (1885). Zumal das erste ist so voll der unwiderstehlichen Schönheit des Kinderlandes, daß es wie ein süßes Grüßen aus dem Paradies auch den verknöchertsten Menschen zu schmerzlich-frohem Aufatmen bringt.

Die Reihe der Volksdarstellungen eröffnete Hansjakob im 51. Lebensjahr mit den „Wilden Kirschen“ (1888), in denen Haslacher Kleinbürger und Handwerker verewigt sind. In den „Schneeballen“ (1892—1893) zeichnet er Charakterköpfe aus der Landbevölkerung der Umgebung seines Heimatstädtchens und Originale unter den „Seehäsen von Hagnau“. Bauerndarstellung sind auch „Bauernblut“ (1896), das zumeist in den Adern von Althaslachern fließt, „Waldleute“ (1897), die im obern Kinzigtal hausen, und „Erzbauern“ (1898), d. h. Bauern, die Riesenhöfe besaßen oder im Kinzigtal Bergbau trieben. Überall bieten diese Bücher sittengeschichtlich lehrreiche Schilderungen des Handwerker- und Bauernstandes im Schwarzwald während des vorigen Jahrhunderts zumal bis in die siebziger Jahre, aber als dichterisch

sind ebensoviele Ungeheuerlichkeiten, nur möglich, weil Europa so weit von Rußland liegt.

Die Einführung in den Geist Dostojewskis wird dadurch erleichtert, daß wir ein Werk von ihm besitzen, ein winziges Kapitel nur in dem großen Romanbruchstück der Gebrüder Karamasoff, das sozusagen den ganzen Dichter enthält. Noch mehr: in dieser berühmten „Legende vom Großinquisitor“ spiegelt sich das vielleicht bedeutendste russische Problem, ja letztlich ein Welträtsel. Liest man diese Legende zum ersten Mal, dann wirken ihre Gedanken und Gestalten wie Gespenster im Morgennebel. Kehrt man aber immer wieder zu ihr zurück und betrachtet sie, die man niemals als Separatdruck hätte herausgeben sollen, im Zusammenhang des Romans, in dem sie steht, und des Lebenswerks, das in ihr sich krönt, so nehmen diese Gespenster bald bestimmte Züge und deutliche Bewegung an. In ihrer Tragik liegt beschlossen die Tragik einer Welt und in der Überwindung dieser Tragik die Erlösung.

In der Legende vom Großinquisitor erscheint Christus wieder auf Erden. Es ist um das Jahr 1500 auf dem Plage vor der Kathedrale von Sevilla. Er kommt still daher und zieht das Volk an sich wie einst in den Städten Galiläas. Christus heilt die Kranken und erweckt das Kind der weinenden Mutter zum Leben. „Und das Volk steht bestürzt und schreit und schluchzt — und, da gerade, in diesem Augenblick, schreitet über den Platz an der Kathedrale vorüber der Kardinal-Großinquisitor: ein fast neunzigjähriger Greis, groß und aufrecht, mit vertrocknetem Gesicht und tiefliegenden Augen, daraus immer noch Funken sprühen.“¹ Er sieht den Propheten, dem das Volk nachläuft, und läßt ihn verhaften. „Der Tag verrinnt, die finstere, heiße, leblose Nacht von Sevilla bricht herein: nach Lorbeer und Zitrone duftet es ringsumher. Da — im tiefen Dunkel — öffnet sich plötzlich die Eisentpforte des Kerkers, und mit einem Lichte in der Hand tritt langsam der greise Großinquisitor hinein. Er ist allein. Die Türe fällt hinter ihm ins Schloß. An der Schwelle bleibt er stehen und blickt lange — eine Minute oder zwei — ihm ins Gesicht. Endlich tritt er leise hinzu, stellt die Kerze auf den Tisch und spricht zu ihm: „Das bist du? . . .“ Und nun beginnt in dieser einsamen Mitternacht im alten Bau des „Heiligen Gerichts“ vor der schweigenden Majestät Christi eine Anklagerede des Großinquisitors wider Christus, wie sie von so grandioser Gewalt niemals ist gehört worden.

Der Kern dieser Anklage ist folgender: Du, so sagt der Großinquisitor zu Christus, hast die Menschen geliebt und sie retten wollen, hast aber nicht erkannt, daß der Mensch die Freiheit nicht tragen kann. Freie Diener wolltest du und nicht Sklaven, und so hast du die Freiheit der Menschen nur noch vergrößert, statt sie zu verkleinern. Indem du ihnen aber die Freiheit vermehrtest, vermehrtest du auch all das Leid und all das Unglück, das aus der Freiheit kommt. Nur wenige waren ja imstande, dir in hochherziger freier Liebe zu folgen, was wird aus den Millionen, denen es über ihre Kraft ging? Wir, so fährt der Großinquisitor fort, haben die Menschen auch geliebt, ihre Natur aber besser durchschaut als du. Nachdem wir uns fünfzehnhundert Jahre mit deiner Freiheit abgequält, haben wir es eingesehen: Man muß die Menschen bändigen,

¹ Übersetzung nach der Ausgabe des Insel-Verlags.

man muß ihnen die Freiheit nehmen, man muß sie ketten bis ins Gewissen hinein, und erst dann wird es möglich sein, ihnen das Glück zu geben. Darum haben wir nach dem Schwerte Cäsars gegriffen, und da wir es ergriffen, schwuren wir dich ab und folgten „ihm“.

Wer ist dieser Großinquisitor? Gewiß hat Dostojewski diese, wie alle seine Gestalten, der Wirklichkeit entnommen. Darin ist er Realist. Aber er hat sie erfüllt mit einer ihm ganz eigenen Idee, und darin ist er Expressionist. Diese geschichtliche Figur wächst im Kopfe Iwans, der die Legende erzählt, zu einer sich immerfort steigenden Phantasiegröße auf, wird im Laufe des Romans vor den unglücklichen Zweifler, der sie erfunden, als Halluzination hintreten, wird schließlich zu ihm ans Fieberbett kommen als der lebendige Teufel. So stehen sich hier gegenüber Christ und Antichrist.

Ist es auch in der Poesie so wenig wie in der Musik möglich, den künstlerischen Gehalt durch begriffliche Deutungen wiederzugeben, so kann man doch aus dieser ganzen, mit mystischer Blut vorgetragenen Szene eine Grundauffassung heraus Schälen. Auf der einen Seite Christus und die Seinen. Sie sehen die Gottesordnung mit all ihren Rätseln, aber sie nehmen diese Gottesordnung demütig an und werden glücklich in ihr. Auf der andern Seite Menschen — wie der unglückliche junge Iwan — die diese Gottesordnung eben wegen ihrer Rätsel ablehnen und darum genötigt sind, eine eigene Ordnung zu ersinnen, um die Menschheit glücklich zu machen. Diese Ordnung kann sich verkörpern in einer Staatskirche, in einem wirtschaftlichen System, in einem Geheimbund, in irgend einer Gruppe von Menschen —, das alles ist zunächst gleichgültig, es ist eben eine Menschenordnung, erdacht im bewußten Gegensatz zur Gottesordnung. So kann der Großinquisitor Symbol sein für einen Peter den Großen, wie für Gregor VII. — natürlich wie Dostojewski die Dinge ansah — für Lenin wie für den Großmeister der Loge, auf den deutlich angespielt wird, für irgend einen Kapitalisten, wie für den General der Jesuiten, der auch genannt wird.

Das Tragische beider Gestalten, von Christ sowohl wie Antichrist, liegt darin, daß wir Christus sehen als den, der für so viele vergeblich gelitten hat und der seine größte Liebe verkannt sah, auf der andern Seite, daß der Großinquisitor, der sich nur nach langem Kampfe von Christus getrennt hat, das furchtbare Geheimnis auf sich nimmt, der Menschheit vorzulügen, er verkünde das wahre Christentum, während er sich doch seines Abfalls von ihm klar bewußt ist, ja nicht einmal mehr an Gott glaubt.

Dostojewski hat uns selber versichert, daß er durch das ganze Buch die Antwort gegeben habe an Iwan sowohl wie den Großinquisitor. Tatsächlich führt der Roman auch das, was die Legende schon ahnen läßt, durch. Muß der Großinquisitor, um die Menschheit zu retten, ihr vorlügen, es gebe einen Gott, dann muß Gott ja in der Tat existieren. Wenn Gott nicht wäre, so müßte man ihn erfinden; muß man ihn aber erfinden, dann muß er sein. So die Form des oft wiederholten Dostojewskischen Gottesbeweises. Weiter: Das Geheimnis jenes Großinquisitors, der selbst nicht an Gott glaubt, muß ihn logischerweise zur Anarchie leiten und nicht nur das: es wird sich nicht halten in einigen erwählten Kreisen. Es wird in die Masse dringen und dort die gleiche Anarchie entfesseln, die jene wenigen nur für sich allein in Anspruch nehmen wollten.

Und daß der Lenzgeist einem reichen Triberger, der ihm gegen das Versprechen, geistlich zu werden, eine namhafte Summe in Aussicht stellte, nein sagte, ist nur erfreulich.

Wohl aber ist befremdend, wie der religiös gleichgültige, freisinnige Mulus hauptsächlich aus Widerspruchsgeist sich entschloß, Theolog zu werden. Er wollte den Rastattern und Haslachern zeigen, daß sie mit ihrem Unglauben an seine Befähigung zum geistlichen Stand unrecht hatten. Mitbestimmend wirkten das Siechtum des Vaters, das die Familie in wirtschaftliche Schwierigkeiten brachte, und der Wunsch der Mutter, die ihren Ältesten gern am Altar gesehen hätte. Wunsch des Vaters war es nicht, daß er Priester werde. Zu Rastatt hatte sich der Oberquintaner (heute Obersekundaner) mit Erfolg um ein theologisches Stipendium beworben, und die Verwandten zu Haslach hatten daran fromme Hoffnungen geknüpft — freilich mit Unrecht; der flotte Studio wollte mit den 50 Gulden nur sein Biergeld aufbessern. Damals hatte der Vater auf einem einsamen Spaziergang dem Zwanzigjährigen mit Hinweis auf die Zölibatsverpflichtung von der Wahl des geistlichen Standes abgeraten. Dasselbe Bedenken äußerte einige Jahre später der alte Dekan Kurz. Diesen und ähnlichen Zweifeln zum Troste wurde Hansjakob Theolog. Dem schönen Geschlecht stand er nun freilich immer sehr kühl gegenüber, die „Wiwer-völker“ hat er sein Leben lang mit Spott und ingrimmiger Abneigung verfolgt. Den Groll, den er als Bub gegen die drei nachgeborenen Schwestern gefaßt, gegen diese „zank- und klatsch-süchtigen Herlein“, übertrug er auf das ganze Frauengeschlecht; erst in einem seiner letzten Tagebücher schließt er Frieden mit den Frauen, — aber auch dieser Friedenspakt stirbt wie ein Igel von boshaften Spigen. Bezeichnend ist ferner, daß er in seinen Erzählungen fast ausschließlich den Liebesverzicht schildert, auch wo er die Liebeshandlung frei erfindet. Der närrische Maler und des Oler-Joken Hans wie der Leutnant von Hasle und der Edelknecht Rumo sind lauter passive Liebeshelden.

Nicht der Trieb des Blutes, sondern der Mangel an religiöser Überzeugung und der Unabhängigkeitsdrang hätten ihn bald aus dem Konvikts hinausgeführt, wenn ihn nicht der Direktor, der spätere Erzbistumsverweser Lothar v. Rübel, mit väterlicher Nachsicht behandelt hätte. Die Vorlesungen des Dogmatikprofessors Friedrich Wörter belebten seinen Glauben wieder und gaben seinem Eigensinnsentschluß nachträglich religiöse Beweggründe. Gleichwohl bewegte ihn am Tage der Priesterweihe und Primiz weniger das Glücksgefühl über die Gnade des Priestertums als die Erwartung der Geschenke und der Befreiung aus klösterlicher Abgeschlossenheit sowie stolze Zukunftshoffnungen. Wie diesen Festtagen so fehlt auch seinem ganzen Leben die eigentlich priesterliche Weihe. Es fehlt die Tiefe der Religiosität, die sich im Eifer für das Heil der Seelen verzehrt, die sich in Ehrfurcht vor dem in der Kirche fortlebenden Christus den menschlichen, mitunter allzu menschlichen Stellvertretern beugt. Er war überhaupt keine jener religiösen Naturen, deren Fühlen und Phantasieren und Sinnen mit unwiderstehlichem Zuge zu Gott drängt und sich mit Gott erfüllt, die aus übervollem Herzen religiöse Anregung an die Umwelt verströmen. — Wehmütig läßt man das Buch sinken, wenn man als Abschluß eines mehr denn fünfzigjährigen Priesterlebens die Worte liest, ein zweites Mal würde er den geistlichen Stand nicht wählen.

Gleichwohl ist eine handfeste, selbstverständliche Religiosität, freilich ohne die Tiefe, in der bebende Furcht ums Seelenheil zittert, und ohne die Höhe, um die selige Gottinnigkeit schwebt, der Untergrund seines Lebens und Schriftstellerns, der oft durch die weltlichen Oberschichten aufragt. Auch in den Zeiten des religiösen Tiefstandes blieb ihm der Glaube an Gottes Allmacht und Güte wie eine herzliche Andacht zur lieben Mutter Gottes, welche die Lenebas ins Herz des Kindes gepflanzt, und die der Knabe aus dem Gottbüchlein des Agidius Jais und der Biblischen Geschichte von Christoph Schmid sich ins Herz gelesen. Mochte er auch noch so spät von der nächtlichen Kneipe heimkommen, vergaß er doch nie das Abendgebet; nicht selten suchte er allein die totenstille Bernarduskirche zu Rastatt oder die dunkle Loreto-Kapelle in Haslach auf. Mit bewunderungswürdiger Sorgfalt hat der Pfarrherr sich auf die Predigten vorbereitet, die er alle vollständig schriftlich ausarbeitete. Freilich kommt auch hier das Verstandeskühle seiner Religiosität zum Vorschein. Ein so zuständiger Beurteiler wie Bischof Keppler hebt hervor, daß der Endzweck der Kanzelvorträge Hansjakobs sich meist innerhalb des intellektuellen Gebiets halte. Eine bejahrte Krankenschwester aber äußerte ihre Meinung über die von Katholiken und Protestanten stark besuchten Predigten des Pfarrers von St. Martin so: „Fromm wird man bei seinen Predigten nicht, aber gescheit.“ Es ist ein liebenswürdiger Zug Hansjakobscher Offenheit, daß er dies Urteil in einem seiner Tagebücher mitteilt. — Auch in den schöngeistigen Werken macht er nirgends ein Hehl aus seiner Religiosität. Immer kehrt der Gedanke wieder, daß nur der Glaube an die Ewigkeit Harmonie in das leid- und rätselvolle Menschenleben bringe. Mancher hat sich baß gewundert, daß der kritische Hansjakob sich so überzeugt für Lourdes und Paray-le-Monial, für den Pfarrer von Urs und den seligen Klaus von der Glue aussprach. Überschwenglich im Ausdruck, enthält Floecks Urteil darum einen berechtigten Kern, wenn er schreibt: „Wir kennen bisher keinen Schriftsteller des schöngeistigen Faches, der seine Feder mit solcher Überzeugungstreue, Geschicklichkeit und Unaufdringlichkeit in den Dienst der katholischen Kirche gestellt hätte“ (S. 399), und wenn er die Bemerkung des Prälaten Scheicher zu seiner eigenen macht: „Hansjakobs Schriften sind Apologien der christlichen und zunächst der katholischen Lehren.“

* * *

Karl Muth hat 1907 Hansjakob zum 70. Geburtstag eine feinsinnige, nicht in allweg schmeichelhafte literarische Würdigung gewidmet¹. Darin bezeichnet er als Grundstimmung Hansjakobs, in die man sich unbedingt einfühlen müsse, um seine Schriftstellerei verstehen und genießen zu können, die Spannung zwischen seiner bewußt-geistigen kulturverachtenden Liebe des Bauernlebens und seinem unbewußt-physischen recht anspruchsvollen Kulturmenschentum.

Diese Spannungsunruhe innerer Gegensätze äußert sich auch auf andern Gebieten. Ihren tiefsten Grund hat sie darin, daß Hansjakob als ausgesprochener Ästhetizist das Dasein in genießerischem Schauen und Erleben, in den Freuden am Suchen und Sammeln, Finden und Nachbilden des Poesievollen in Natur und Kunst aufgehen lassen möchte, aber als Wirklichkeits-

¹ „Hochland“ 8 (1907) 590 ff.

mensch bauernklug mit der prosaischen Nützlichkeit zu rechnen versteht und seinen Freiheitsdrang auch gegen die Geseze des Kunstschönen durchsetzt. — Sein Kulturhaß gründet sich selten auf die sittlichen Ubelstände, die eine verfeinerte Zivilisation im Gefolge zu haben pflegt, sondern mehr auf die Zerstörung landschaftlicher Reize, die Verdrängung eigenartiger Volkstrachten und Volksgebräuche und die Verwischung ästhetisch reizvoller Menschenoriginale. Daher das erinnerungsfulle Schwelgen in der Poesie seines Kindheitsparadieses in dem Kinzigstädtchen der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damit wußte er aber wohl zu vereinigen, sich die Annehmlichkeiten moderner Zivilisation zu nuge zu machen. Der Mann, der bis zulezt über seine Armut klagte, besaß neben der stilvoll eingerichteten Wohnung im Pfarrhof eine zweite in der Kartause und baute sich ein fürstliches Altersheim in Haslach. Er fuhr wie ein hoher Herr mit der Eisenbahn erster Klasse oder im Zweispänner ins Land. Ja, er tat sogar der vielgelästerten Kultur selbst Vorschub, indem er in Hagnau eine Winzergenossenschaft einrichtete und im Pfarrhaus St. Martin das Erdgeschoß zu Kaufläden umbaute. — Ästhetischer Natur war auch seine Vorliebe für die Demokratie und seine Abneigung gegen das Preußentum. Im realen Leben war er ein Aristokrat, der alles Herdendasein verabscheute, so daß er sich oft verlegend absonderte. Machtpolitische Anwendung haben ihn auch mit dem preußischen Geiste des neuen Reiches ausgesöhnt. Trotz einem Alldeutschen sprach er sogar mitten im Frieden von der Einverleibung Hollands samt seinen Kolonien und der deutschen Schweiz, im Weltkrieg aber war er blindbegeisterter Gegner eines Verständigungs- und Verzichtfriedens. — Selbst auf seine Religiosität und pastorelle Tätigkeit färbte der Ästhetizismus ab. Seine Liebe galt mehr der stilgemäßen Erneuerung und Ausschmückung seiner Kirche als der seelsorglichen Betreuung seiner Pfarrkinder. So ist das Wort eines seiner besten Freunde, des Dichters Vierordt, eines Protestanten, begreiflich, das sich über das nervöse Ästhetentwesen des Dichter-Pfarrers lustig macht: „Wär' er protestantischer Pfarrherr mit einem halben Duzend Buben gewesen, die hätten ihm andere Nüsse zu knacken gegeben!“ — Als Denkmal seiner schönheitslüchtigen Art steht die Grabkapelle; selbst der Tote sondert sich aristokratisch ab, um in poesievoller Bergeinsamkeit der Auferstehung entgegenzuharren.

So ist also die Inschrift auf der Steinbank an Hansjakobs Grab ein Wort voll Wahrheit und Selbsterkenntnis. Ruhelos war, der hier im Zauber künstlerischer und landschaftlicher Schönheit ruht, weil er das Jenseitsziel des Menschenlebens im Diesseits zu ersagen suchte; die selige, verklärende Schau der Schönheit leuchtet erst in der Ewigkeit. —

Als Abschluß mögen die Worte hier stehen, die das Tagebuch aus der Kartause dem Leser bei der Nachricht von Hansjakobs Tod in den Mund legt. „Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Aber er war im Grunde genommen ein törichte, närrische Mann. Er ist meist gegen den Strom geschwommen, hat stets seine eigene Meinung und eine Haslacher Zunge gehabt. Er hat allzeit geschrieben und geredet, wie es ihm ums Herz war. ... Solche Leute passen aber nicht in diese Welt. Möge es diesem kuriosen Heiligen drum in einer andern Welt besser gehen.“

Sigmund Stang S. J.